

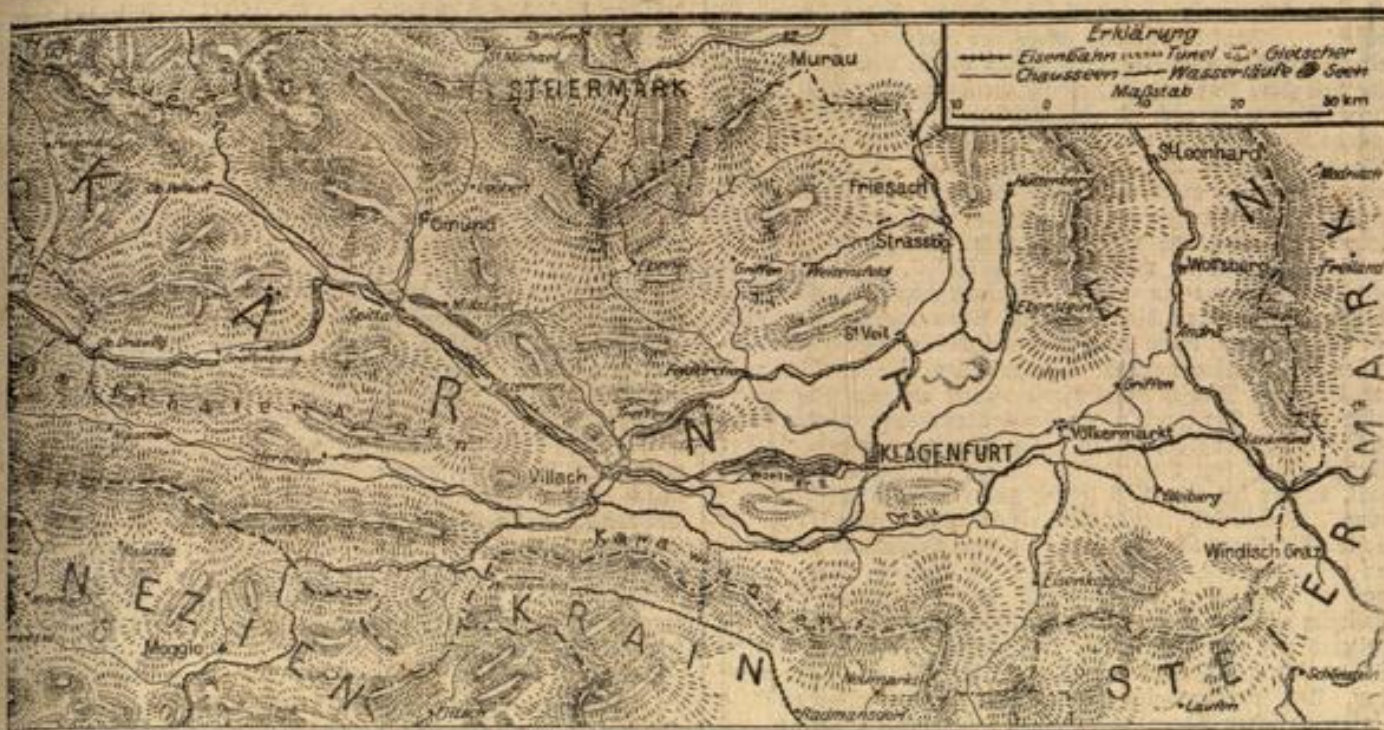
1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 203.

Samstag, den 31. August 1907.

22. Jahrgang.

Die österreichischen Kaisermanöver



Karte zu den österreichischen Kaisermanövern.

finden in diesem Jahre in Kärnten statt. Das Hauptquartier Kaiser Franz Josephs wird in Klagenfurt aufgeschlagen werden. Am Morgen des 5. September geht, nachdem schon am Vortage die Manöver begonnen haben, die erste Übung in Anwesenheit des Kaisers vor sich. Für den Nachmittag dieses Tages ist ein großes Diner beim Kaiser angesetzt, das in dem im Burggarten zu errichtenden

Kaiserfeldzelt eingenommen wird. Es folgen am 6. sowie am 7. September weitere Manöver, an die sich am Nachmittag des letztgenannten Tages eine „Besprechung“ schließen wird. Noch an demselben Abend wird der Kaiser Klagenfurt verlassen, um am 8. September früh in Schönbrunn einzutreffen.

Aus aller Welt.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Bielefeld

Im gestern in Gegenwart des Kaisers feierlich enthüllt worden. Wir bringen heute ein Bild des Denkmals und ver-



weisen auf die ausführliche Beschreibung desselben im politischen Teil der gestrigen Nummer.

Die Cholera an der Grenze.

Da die Choleraepidemie an der russisch-preussischen Grenze immer größer wird, so fand ein Notenaustausch zwischen der deutschen und der russischen Regierung statt, in dem Deutschland auf das Uebereinkommen zwischen den beiden Staaten hinweist, das zum Schutz gegen die Choleraepidemie getroffen ist. Da der Fall des Ausbruchs der Cholera an der Grenze beider Staaten jetzt eingetreten sei, weist die Note Deutschlands auf die Verpflichtung Russlands zur Einführung sanitärer Vorkehrungsregeln und ärztlicher Aufsicht hin.

Aus Petersburg wird dem „B. L.“ dazu geschrieben: Soeben habe ich von der Reise im Choleragebiet an der Wolga zurück, um auf Ihren Wunsch die Zustände im Choleragebiet und die hygienischen Maßnahmen kennen zu lernen sowie die Ursachen der Entstehung und Verbreitung derselben. Es scheint mir diesmal nicht um eine Einschleppung der Seuche zu handeln, sondern sie scheint eigentlich russisches Gewächs zu sein. Die den Stand als sanitären Zuständen, die hier im Choleragebiet besonders auf den Flößen und Schiffen herrschen, ist es allerdings kein Wunder, und man wird vom Glück sprechen können, wenn sie sich nicht über ganz Russland aus-

breiten und die allerhöchsten Formen annehmen wird. Die Instruktionen für Ärzte und Feldscherer sind zwar sehr ausgearbeitet, aber sie sind, wie mir die Ärzte versichern, hauptsächlich an den unhygienischen Zuständen, die hier herrschen, schuld. Der Feldscherer wird auch hier Tür und Tor geöffnet, und wenn man weiß, mit welcher Selbstfertigkeit die russische Polizei arbeitet, so wird man sich denken können, daß die Vorschriften und Bestimmungen der Ärzte nicht nur nicht ausgeführt werden, sondern daß sie des Öfteren von der Polizei in ihrer Tätigkeit behindert werden, da sich die Beamten ein Vergnügen daraus machen, dem Ärzte stets zu zeigen, daß er hier gar nichts zu sagen habe. Und wenn der Arzt auf die Bestimmungen der Regierung hinweist, wird ihm der Rat gegeben, sich zu beschweren. Und alles bleibt beim alten. Zwar fliegen täglich telegraphische Bestimmungen aus Petersburg nach den bedrohten Gegenden, aber sie werden nur zu den Akten gelegt, und haben weiter keinen praktischen Erfolg. Wenn ein choleraepidemischer Fall gemeldet wird, so ist die Langsamkeit und Unhandlichkeit der polizeilichen Maßnahmen bewundernswürdig. Wo es sich um Tod und Leben und um ungeheure Ansehens- und Verleumdungsgefahren handelt, kennt der Tscharownik nur das Protokoll. Die Akten und die Schreiberei sind ihm die Haupttöne. Bevor aber alles dieses erledigt ist, ist die Gefahr schon ums Dreifache gewachsen.

Die Zustände auf den Wasserwegen spotten jeder Beschreibung. Die staatlichen Ärzte haben die Passagierdampfer auf der Wolga und Dnaja zu besichtigen und über den Gesundheitszustand Fragebogen auszufüllen. Aber da sie keine eigenen Sanitätschiffe haben, so müssen sie Schleppdampfer benutzen, auf denen sie höchst selten mal ein Schiff erreichen, so daß diese Besichtigung zwar zu Recht besteht, aber unausführbar ist. Die Desinfizierung der Schiffe ist natürlich dadurch völlig behindert. Da aber der Schmutz und die Enge besonders der dritten und vierten Klasse ungeheuer ist, so ist die Ansteckungsgefahr hier besonders groß. Darum wird auch das Wolgagebiet nicht zum erstenmal von der Cholera heimgesucht. Kommen dagegen die Ärzte einmal auf ein Schiff und finden, daß eine Desinfizierung unabwendbar ist, dann kommt es höchstens zu einem ungeheuren Skandal des Arztes mit dem Kapitan, der sich der Desinfizierung widersetzt und dabei natürlich Oberhand behält. Klagen des Arztes verlaufen meist völlig ergebnislos, so daß also von einer wirklichen Bekämpfung der Cholera gerade in den bedrohtesten Gebieten keine Rede sein kann.

Ähnliche sanitäre Ungeheuerlichkeiten wie auf den Schiffen finden sich an den Landungsplätzen in den Städten. Zwar versucht jetzt das Reichsministerium mit größter Hast und febriler Eile Gegenmaßnahmen zu treffen, aber sie erscheinen zur Erreichung eines schnellen und sicheren Erfolges zu gering. Es sind Beobachtungspunkte in Schiffs- und Landungsplätzen, Jarison, Obwahnst und Wolk eingerichtet worden; das ärztliche Personal wurde verstärkt; die Aufsicht über Landungsplätze, Schiffe und Passagiere wurde verschärft, und Cholera-kranken zur Aufnahme und Isolierung von Cholera-kranken wurden eingerichtet. Aber mit welchem Erfolg diese Institutionen durch den Tscharownik gehandhabt werden, haben wir schon oben gesehen. Darum sind z. B. in Samara bis jetzt 192 — gemeldete — Cholerafälle vorgekommen, von denen die Hälfte tödlich verlief. Auch in allen anderen Städten wird ein Anwachsen der Seuche konstatiert, und es ist als sicher voranzuliegen, daß alles dies nur geringe Teile sind, die sich bei diesen Standorten mit der größten Leichtigkeit entfalten werden.

Der Mörder seiner Liebe? Dem „Lola“ zufolge wurde bei Rempten, die an den Weinen zukunftsverbundene Leiche der seit dem 11. Mai vermißten 17-jährigen Viehhändlerstochter Josephine Erb in der Aller gelandet. Ein Italiener, der frühere Liebhaber des Mädchens, wurde verhaftet unter dem Verdacht, das Mädchen ermordet zu haben.

Revolution im Mädchenheim. Eine recht lebhaft verhandlung gab es kürzlich vor der Greiswalder Straßammer. Es handelte sich um die Sühne der am 20. Juni d. J. im Mädchenheim zu Greiswald ausgebrochenen Revolte. Als Angeklagte erschienen vor den Schranken des Gerichts 24 „Jungedamen“, sämtlich Beteiligte des genannten Mädchenheims.

Proklamation.

Ich sah es lange mit Geduld an,
Jetzt aber werd' ich Gegenstand.
Ein unumstößlicher Entschluß.
Mit meinem Bruder bin ich Schuß.

Mein Bruder Asis wird entthront.
(Der Nachse mußst? Da bläst der Wind!)
Im Garten will ich ihm erlauben
Die Palmen künftig abzustauben.

Wahr fehlt mir leider in der Tat
Jetzt, wo der Drude droht, der Draht.
Die Banken weigern sich zu borgen.
Trotzdem! — Ich will es ihm bejorgen! ...

Als Fürst werd' ich euch angestammert;
So (Dunnertel!!!) wünscht es Mohammed.
Ich bin der bronzene „rocher“,
Nisch krönt mich! Nin in die Moschee!

Ich tu's glaubt mir, daß es kein Spaß ist —
Nur weil mein Bruder so ein Asis
Von schwachem Mut ist, feig und dösig.
Dies tapfere Land von ihm erlöset ich.

Fürst ist, wer firm in seinem Jagd!
Wer handeln kann, wird König. Sache!
Hell brüllt der Ven vom Stamme David!
Eu'r Landesvater:

Malay Hafid.

Gottlieb im „Tag“.

Zum Teil wurden sie aus der Unterfuchungshaft vorgeführt, teils waren sie aus der Anstalt mittels Wagen zum Gerichtsgebäude befördert worden. Das Benehmen der Angeklagten vor Gericht war keineswegs einwandfrei. Zu Anfang der Verhandlung kam ihnen die Sache anheimelnd sehr spähig vor, so daß sich der Vorsitzende genötigt sah, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich im Gerichtssaal anständig zu benehmen hätten. Die Angeklagten ließen laut „Offize-Beitrag“ im Alter von 15 bis 20 Jahren und sind zum Teil wegen Diebstahls, Uebertretung sittenpolizeilicher Vorschriften usw. verurteilt. Ein Teil von ihnen stammt aus Stettin. Die verurteilten sie zum Teil sind, geht daraus hervor, daß eine der Angeklagten, die in Raval geboren ist, die Frage des Vorsitzenden, ob ihr Vater tot sei und ihre Mutter im Nuchthause liege, mit lachendem Munde bejahte. Die ganze Gesellschaft hatte sich wegen verführerischer Mäntel, Meuterei und Sachbeschädigung zu verantworten. Die Angeklagten waren geständig, nur wollen sie sich nicht der Meuterei schuldig gemacht haben, da sie das Ausbrechen aus der Anstalt nicht von langer Hand vorbereitet haben wollen. Als Grund für ihr Vorgehen gaben sie an, sie seien in der Anstalt ungerecht und ungleichmäßig behandelt worden. Zwei der Angeklagten wurden freigesprochen, die übrigen zu Gefängnisstrafen von drei bis neun Monaten verurteilt.

Der Streit um die Baschkische als Selbstmordmord. Die Frau in Altona, die am Mittwoch am Othmarschner Elbstrand ihre beiden Kinder ins Wasser geworfen und sich dann selbst ertränkt hat, ist die 36 Jahre alte Frau des Maurers Jäger in Stellingen-Langensfelde. Sie war seit der Geburt ihres zweiten Kindes hochgradig nervös, so daß es oft zu erregten eheleichen Auseinandersetzungen zwischen den Eheleuten kam. Nur dadurch, daß der Mann sich stets nachgiebig zeigte, wurden die Streitigkeiten immer wieder beigelegt. Am Mittwoch mittag geriet Frau Jäger mit einer anderen Frau, mit der sie gemeinschaftlich das Haus bewohnt, wegen Benutzung der Baschkische in Streit. Weil ihr Mann sich nicht in den Streit mischen und ihr Recht geben wollte, schloß sich die hysterische Frau so tief getränkt, daß sie sich mit ihren Kindern vom Hause entfernte und die schreckliche Tat vollbrachte.

Selbstmord eines Hamburger Künstlers in Amsterdam. Vor einiger Zeit ging durch die Presse die Nachricht, ein deutscher Dekorationsmaler habe ein neues Verfahren zur Herstellung künstlicher Wolldecken erfunden. Der bekannte Dekorationsmaler des Amsterdamer Industriepalastes, Herr Jan Maandag, hatte dem mittelosen Künstler einen Teil seines Ateliers und die nötigen Gerätschaften zur Verfügung gestellt. Mit Spannung erwartete man die Resultate. Da erschienen, wie die „Deutsche Wochenschr.“, f. d. Niederl.“, meldet eines Tages im Atelier einige Geheimpolizisten und nahmen den Maler mit. Er hatte in Delft und in anderen Universitätsstädten Mikroskope entwendet und sie ins Wandhaus gebracht. Der Hunger hatte ihn zu dieser Tat getrieben. Eine schwedische Sängerin, die man stets in seiner Gesellschaft gesehen, besuchte ihn am Abend im Gefängnis. Am folgenden Morgen, um 7 Uhr, fand der Gefängniswärter ihn sterbend in der Zelle; er hatte sich scharfes Gift in die Fußsader geprüpft. Um dieselbe Stunde wurde die Sängerin in ihrer Wohnung tot aufgefunden: sie hatte in derselben Weise Hand an sich gelegt. Das geschah vor ungefähr drei Wochen. Aber erst jetzt hat man ermittelt, daß der Dekorationsmaler niemand anders war, als der frühere Regisseur des Heine-Ensembles, Herr Waldemar. Seit der Auflösung dieser Truppe hat er sich in Holland aufgehalten und alles vermischt, um sich endlich durchzuschlagen. Seine Vortragsabende im Verein mit niederländischen Künstlern zogen aber kein Publikum an; auch ließ ihn dabei sein Gedächtnis im Stich; sein Lustspiel „Die Doppeldecker“ wurde nur selten aufgeführt; Versuche, die königliche Oper für einige Vorstellungen in Holland zu gewinnen, scheiterten. — Kurzum, nichts gelang ihm. Da warf er sich mit Gift auf die Herdofenkommode und Anstehung des eingangs erwähnten Verfahrens. Er arbeitete Tag und Nacht, hungerte — stahl, um nicht zu verhungern, erlangte einen Erfolg, viellecht den ersten in seinem Leben und — stieß ihn mit dem Tode.

Keisel-Explosion. An Bord des Schleppdampfers Da Cham-pagne erfolgte eine heftige Keisel-Explosion. Zwei Heizer erlitten so schwere Brandwunden, daß sie kurz darauf starben.



Nr. 203.

Samstag, den 31. August 1907.

22. Jahrgang.

Er soll dein Herr sein.

Roman von Clara Hulepp-Stübs.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Herzlieb, Kind! Was muß ich hören?“ ruft er jubelnd. „Das klingt ja fast wie eine richtige Gardinenpredigt! Himmlich, göttlich! O, Lieb, wie mich das glücklich macht! Habe ich je noch einen leisen Zweifel gehegt, daß Fräulein Doktor Ruh, die erste Assistentin des berühmten Kinderarztes, eine tüchtige Hausfrau werden wird — jetzt ist derselbe verschwunden, denn Gardinenpredigten kann nur eine echte Frau halten.“

„So? Aber diese echte Frau soll doch trotzdem erste Assistentin bleiben, wie es der Herr Gemahl so sehr wünscht,“ sagt sie neckend und kupt ihn am Ohrflüppchen.

„Ja, Kind! Gewiß ist das mein Wunsch,“ erwiderte er, ernst werdend. „Ich bin nämlich doch nicht solch ein Egoist, wie du denkst, sondern habe eingesehen, daß ich dich nicht so ohne weiteres der Wissenschaft entziehen darf, welche du dir mit so viel Fleiß und Mühe zu eigen gemacht. Du hast mich gelehrt, mein Lieblich, daß zwischen Mann und Weib völlige, geistige Gemeinschaft und gemeinschaftliches Zusammenwirken in nützlicher, segensbringender Tätigkeit recht gut bestehen kann, hast mich gelehrt, welch' ein Schatz eine kluge, gebildete Frau für das Allgemeinwohl bedeutet. Hildegard, du bist jetzt mein!“ Er zieht sie näher zu sich heran, seine Stimme wird leiser, bewegter. „Was du mir bist, was du mir gibst ist viel, unendlich viel — ist der Glaube an die allgewaltige Macht der Liebe und — an die teuflische Heiße, die Reinheit des Weibes! Sieh' Lieb, es gibt so viel tausend Gefahren, welchen eine Frau — besonders wenn sie schön und begehrenswert, aus dem geschützten Kreis der Familie heraustritt, ausgesetzt ist. Dein Stolz, deine Noblesse, der Zauber deiner unnahbaren Weiblichkeit zog einen Schutzwall um deine ganze liebreizende Persönlichkeit — vor deinen lieben, klaren Augen mußte jeder sündige Gedanke verblößen, — ich — ich spreche aus Erfahrung, Geliebte.“ Mit vibrierender Stimme flüstert der Doktor die letzten Worte.

„Herbert — ich weiß es, weiß es, es war damals vor deiner Erkrankung — im Konsultationszimmer! Nicht wahr?“

Er neigt ernst das Haupt. „Ja, damals — es war mächtiger als ich — ich stieß den Tisch um — mit übermenschlicher Gewalt habe ich es niedergedrückt — halb darauf raubten mir die seelischen und körperlichen Schmerzen die Besinnung.“

Sie schmiegt sich in seine Arme und schaut ihm bewegt und mit inniger Zärtlichkeit in die Augen. Sie kann ihn ja so gut verstehen, denn seitdem sie ihn kennen gelernt, hatte sie auch gerungen, gekämpft. Und hatte bis dahin doch so hoch, hoch über dem Getriebe gestanden! Ihre stolze Natur verlangte nur nach einem Manne, der ihr überlegen war, der mit seinem ganzen, selbstbewußten Manneszauber geborener Herr über sie war. Und nun sie ihn gefunden hat, gibt sie sich hin mit der Innerlichkeit des reinen Weibes, der zitternden, den Mann so hoch beglückenden Innerlichkeit der vollen, edlen Weiblichkeit, die aufgehen möchte in dem Geliebten und demütig das Haupt neigt vor der Herrschaft des Mannes:

„Er soll dein Herr sein!“

Lehtes Kapitel.

Während die Neuerwählten dem Süden zufliegen, wird daheim das Nest für sie gerüstet. Das geheimräthliche Ehepaar ist in das Parterre der geräumigen Villa übergesiedelt und hat Hilbe und ihrem Mann das obere Stockwerk eingeräumt. So haben sie das Glück ihres Lieblings immer vor Augen und können sich an demselben erfreuen.

Was Kunstsinne und feiner Geschmack bieten kann, sieht man an der nicht außerordentlich luxuriösen, aber reizenden Einrichtung, welche der Geheimrat seiner Hilbe als Morgengabe bescheert. Als nach Wochen alles fertig und eingeräumt ist, eilt zwischen den mit schönem Schnitzwerk versehenen Schränken und Truhen die Tante geschäftig hin und her, legt hier buntiges Linnen und seidenglänzendes Damast in die Fächer des geräumigen Wäschepindes, stellt dort feines Porzellan und reich ausgestattete Silberkasten ins Regal. Dann überschaut sie wohlgefällig das ganze und nicht befriedigt mit dem Kopf.

„Weißt du, Helmchen, ich glaube, die Hilbe wird einmal eine gute Hausfrau werden! Sie hat so einen Blick für alles, weiß gleich wo es fehlt — die sieht überall selbst nach dem Rechten und läßt sich von keiner Köchin was weismachen.“

„Na, und wo es etwa noch hapern sollte, da bist du ja da, und kannst mal einspringen,“ erwidert der Geheimrat mit einem etwas listigen Winkeln der Augen.

„Ja, wo werd' ich denn? Nein, nein! Da misch ich mich nicht hinein, das geht mich nichts an, da kennst du mich schlecht,“ erwidert sich seine Frau. „Ich lasse die jungen Leute ganz für sich, so gehört sichs. Die Hilbe wird ohne mich mit ihrem Haushalt fertig, das kannst du glauben.“

„So? Nun, da warte mit deiner Fürsorge noch, bis der Storch mal dagewesen ist.“

„Helmchen, Helmchen! Kennst du denn deine Wibe gar nicht lassen? Sieh lieber mal zu, ob die beiden Vasen sich hier hübscher ausnehmen oder dort auf dem Schränkchen,“ ermahnt sie, nimmt die Vasen und probiert. Der Geheimrat kneift die Augen zu, tritt zurück, sieht andachtsvoll hin und entschied sich für das Schränkchen.

Dann legt er den Arm um die Taille seiner Frau und sagt geheimnisvoll: „Komm' mal, Reschen! Ich habe der Hilbe hier etwas Besonderes gestiftet, was ihr gewiß gefallen wird.“ Dabei öffnet er die Türe seines ehemaligen Arbeitszimmers, zieht eine Portiere zurück und läßt sie eintreten. Ein Ruf der Verwunderung entfährt ihren Lippen. Das nicht große Gemach ist in eine Bibliothek umgewandelt, während der Balkon zuvor eine Art reizender Laube bildet, die mit ihren herrlichen Mattpflanzen und blühenden Gewächsen so recht eine lauschige Ecke, zum Genießen der schönen, im Zimmer aufgestellten Literaturschätze bildet.

„Nun, was sagst du dazu? Gab' ich das gut gemacht?“ fragte der Geheimrat, mit befriedigtem Ausdruck im Gesicht,

die hohen Bücherschränke mit ihrem gebiegenen Inhalt mustern.

„Sehr gut, sehr gut! Nein, so eine Idee von dir! Nun sag mir doch klar, wie du darauf gekommen bist!“ ruft Frau Reschen und schüttelt staunend den Kopf.

„Ja, sagst du, ich wollte der Silbe eigentlich ihr Douboir einrichten. Ein Zimmerchen mit all' solch unnützem Strömstrom, wie ihn die Frauen so gern haben. Wie ich mir da so die Möbelchen und kostbaren Säckelchen, die zu seinem Douboir gehören, ansehe, denke ich: Ach was, für so etwas ist das Kind nie gewesen. Kaufft ihr für das Geld lieber eine Portion Bücher und richtest ihr eine Bibliothek ein, das ist ihrem ernsten Charakter angemessener, wie so ein zierliches, kostbares Douboir mit seinen zerbrechlichen Möbeln. Diese Sessel sind auch schön, es sitzt sich bequem darin und der Mensch ruht sich ordentlich aus dabei. Probier sie mal.“

Er rollt einen, mit olivfarbenem Seidenplüsch bezogenen Sessel herbei und während seine Frau sich in diesen niederläßt, setzt er sich bequemlich in einen anderen.

„Sehe schon, sehr bequem,“ lobt sie und streicht mit der Hand wie lächelnd über den Plüsch der Seitenlehre.

„Sag' jetzt recht gehorcht! Ich bin jetzt überzeugt, Silbe gefällt das hier besser, wie das schönste Douboir,“ sie zeigt auf die prachvoll eingebundenen Bücher. „Und der Balkon ist so hübsch geworden, nein, wie du dir das nur so nett hast ausdenken können. Da brauchst du einen Stuhl dafür, mein Helmschütz!“ Sie erhebt sich, geht zu ihm und beugt sich mit spitzen Rippen über ihn. Der Geheimrat läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, umfaßt sie und zieht sie lachend auf seine Knie.

„Ja, du sollst doch gleich! Willst du mich denn gleich los lassen?“ flüstert sie.

„Fällt mir nicht ein, mein Frauchen, erst mußt du dich loskaufen!“

„Nur doch, die Möglichkeit! Aber so was — na, sag' schnell, woher willst du das haben? Ich höre Schritte, ich glaube, der Doktor kommt!“ Sie nestelt an ihrer Tasche und holt ihr Portemonnaie heraus. Da läßt der Geheimrat sie lachend frei und während sie rasch aufsteht, sagt er gutmütig spottend: „Nur zu glauben! Daß dein Portemonnaie stehlen und gib mir lieber den versprochenen Kuss — so, nun noch einen, aber schnell, es kommt vielleicht wirklich jemand.“

Der Geheimrat hat recht, es kommt wirklich jemand. Und zwar sind's ihrer zwei, die kommen. Sie gehen auf leisen Sohlen, mit glühenden, glückstrahlenden Gesichtern von Gemäch zu Gemäch, schauen sich an und lächeln sich zu, den Finger auf die Lippen legend. Lina hat ihnen gesagt, der Herr und die Frau Geheimrat sind oben. Da sind sie heraufgestommen und wollen die Gärten überraschen und sehen sich plötzlich im eigenen Heim. Alles neu und herrlich und schön, der richtige Rahmen für ein so wunderherrliches, schönes Erdenglück, wie es ihnen geworden. Sie gehen weiter und weiter. Dort, hinter jener nur angelehnten Thür hören sie Stimmen, Silbe eilt hin, öffnet, schlägt die Portiere zurück und steht nun lachend, jubelnd im Rahmen der Thür. Hinter ihr erscheint die hohe männliche Gestalt, das schöne Gesicht ihres Mannes, auch er lacht leise auf. Es ist aber auch zu köstlich, wie die Tante so verlegen dasieht, als wäre sie ein junges Mädchen und hockt bei einem tete-a-tete mit ihrem Liebhaber überrascht worden. Nur einen Augenblick, dann lacht sie mit und fällt der jungen Frau um den Hals, während der Geheimrat Herbert die Hand schüttelt und lachend auf die Schulter klopfte. „Ja, ja! Alter schämt vor Torheit nicht! Aber was wollt Ihr, wir haben doch erst voriges Jahr unsere Hochzeit gefeiert! Es war zwar die Silberne, aber das tut ja der Liebe keinen Abbruch, nicht wahr, Reschen?“ lacht er seiner Frau zu. Die hört aber gar nicht auf ihn, sondern fragt Silbe und ihren Mann in erstauntem Ton: „Nun sagt mir aber nur, wo kommt Ihr jetzt schon her? Wir erwarteten euch doch erst heute abend?“

Da sieht Silbe ihren Mann an, und er sie, und beide werden rot bis über die Ohren.

„Ach, Tantchen — wir hatten so große Sehnsucht nach euch — nach unserem eigenen Heim,“ seht sie leise hinzu.

„So, so! Aber da habt Ihr mir den ganzen Empfang verborben, Kinder! Na, schadet nichts, bleibt mal fest oben. Fertig ist ja alles, aber essen müßt ihr heute noch einmal unten bei uns, das tue ich nicht anders und werde gleich dafür sorgen, daß ihr etwas bekommt, denn hungrig seid ihr doch, was?“

„Ja, sehr,“ beteuerte der Doktor und legt die Hand auf die Brust.

„Auch durstig?“ fragt Onkel Geheimrat mit einem lustigen Blinzeln der Augen.

„Dank, auch durstig,“ gibt er lachend zurück.

„Du, du!“ broht Silbegard, schelmisch den Zeigefinger hebernd.

Er nimmt das Fingerchen und läßt es.

Das geheimrätliche Ehepaar aber sieht sich bedeutungsvoll an und geht hinaus.

Die beiden Glücklichen sind allein. Allein im eigenen Heim, in traulichen, kühlen Nest. Er schlingt den Arm um sein Weib und so wandern sie, dicht aneinander geschmiegt, mit leuchtenden Augen durch die wohllichen Zimmer.

Die wenigen Wochen des Glückes haben Silbegards schönem Gesichtchen neuen Reiz gegeben. Die herben Linien, welche der Ernst des Lebens schon so früh in die lieblichen Züge gegraben hatte, sind sehr gemildert. Wohl trägt das feine Antlitz noch den Stempel hoher, geistiger Bedeutung, es ist keines der gewöhnlichen, schönen Frauengesichter, die wir so oft sehen. Nein, wer einmal in diese hohen Züge geschaut hat, vergißt sie nicht wieder, vergißt nicht den festen, schwermütigen Ernst, der wie ein Kuch über denselben liegt, vergißt auch nicht den Adel dieser schlanken Erscheinung, auf welcher der Zauber echter Weiblichkeit ruht. Seite an Seite stehen sie auf dem Balkon. Wieder wie im vergangenen Jahre blühen die Rosen und steigt der Duft derselben zu ihnen auf. Durch das Aestegewirr des nahen Lindenbäumchens fallen einzelne Strahlen der Nachmittagssonne und zuden über die ersten jungen Gesichtern. Keines von ihnen sagt ein Wort, aber ihre Augen finden sich und lauchen in einander in stummem Verstehen.

Drüben zwischen den Bäumen ragt der große Bau der Kinderheilanstalt auf. Dort wartet ein reiches, gesegnetes Arbeitsfeld. Der Bau wird noch vergrößert durch ein schönes Gebäude, welches die kleinsten der Kinder aufnehmen soll, die man bisher wegen Mangel an Platz hatte zurückweisen müssen. Dort ist dann Silbegards spezielles Reich, und als Pflegerin hat sie sich ihre liebe Maria gewählt, die so recht dazu geeignet ist, den hilflosen Kleinsten die Mutter zu ersetzen.

Das junge Mädchen hatte ihre herzerquickende Heiterkeit wiedergewonnen und ist mit ihrem Madonnengesichtchen und ihrem anmutigen, geräuschlosen Walten ein wahrer Schatz für die Anstalt.

Herbert ersaßt Silbegards Hand und drückt sie leise. Er ist ihrem Blick gefolgt, welcher nach der Richtung schweift, wo gemeinsames Wirken und Schaffen ihrer wartet. In stolzer Zuversicht dehnt sich des Doktors Brust, in kaum zu bändigender Arbeitsfreudigkeit leuchten die dunklen Augen auf und bleiben drüben an dem First des mächtigen Gebäudes haften, welches so viele zarte Menschenknospen birgt, die sich und elend, auf Heilung von seiner Hand warten.

Da er wollte tätig sein, er und sein edles, kluges Weib. Sie wollten das Feld bebauen, das ihnen von der Vorsehung angewiesen ist — die kranken, jungen Pflänzlein hegen und pflegen, daß sie erstarken, sich kräftigen und heranwachsen zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft.

Noch nie ist er so glücklich, so stolz auf seinen Beruf gewesen wie jetzt. Derselbe ermöglichte ihm ja, Hunderten und aber Hunderten zu helfen, ihnen die rettende Hand zu bieten.

Er hatte ihm außerdem sein Glück gebracht — sein Weib, seine Silbe. Er sieht auf sie nieder und sein Herz schlägt rascher. Er denkt an seine Kämpfe, denkt an das, an das grenzenlose Gefühl, welches er, im Ausbäumen gegen ihre Herrschaft für sie empfunden hatte.

Er läßt sich auf einen Sessel nieder und zieht sie auf seine Knie. Sie läßt es still geschehen, schlingt ihren Arm um seinen Hals und lehnt ihr Köpfchen an seine Brust. In ihren Augen schimmert es feucht, sie nimmt seine Hand und zieht sie an ihre Lippen. Es liegt etwas unendlich edles in dieser demüthvollen Geberde, als wollte sie damit die natürliche Hingabe, die echte Demut des Weibes ausdrücken.

Eine Stunde später sitzt das junge Ehepaar unten auf der Veranda beim fröhlichen Mahl. Die schlanken Sektgläser klingen aneinander und geben guten Klang.

Silbegard neigt sich tüchtig mit dem Onkel herum, welcher seinerseits sich gar nicht genug wundern kann, daß diese heitere, junge Frau mit den freudblühenden Augen und der rothigen Glut auf dem Wangen seine ernste, erste Assistentin sein soll, deren wissenschaftliche Broschüre einen wahren Sturm von Färsen und Widerartikeln heraufbeschworen hat. Dabei denkt aber der gute Geheimrat gar nicht daran, daß er im Familienkreise ebenfalls ein ganz Anderer ist und niemand in ihm den bedeutenden Gelehrten und Forscher sowie den berühmten Arzt vermutet. Die sonst so ernsten, pflichteifrigen Arbeitsmenschen sind heute heitere, lebenswürdige Baulerker, wie es nur glückliche Menschen sein können. Erst als die Sonne tiefer sinkt und eine leichte Kühle sich bemerkbar macht, hebt der Geheimrat die Tafel auf und trennt sich mit einem Segenskuß von seinem Liebling, mit einem kräftigen Händedruck vom Doktor.

Man sieht ihn gleich darauf hinüber zu seiner Arbeitsstätte wandern. Herbert und Hilbe verabschieden sich nun von der Tante, und draußen nimmt ersterer sein Weib auf seinen starken Arm und trägt sie die Treppe hinauf in sein eigenes Heim.

„Sieh, Geliebte! So möcht' ich dich stets, über alles Verborgene der Erde fort, auf meinen Armen tragen,“ sagt er zu ihr und preßt sie fest an sein hochklopfendes Herz. Sie erwidert nichts, aber schmiegt sich fest an ihn. Sie fühlt plötzlich erschauernd, daß es in unserem Leben nur Augenblicke des höchsten Glückes gibt, die der Mensch sein eigen nennt, denn es läßt sich auf keine Dauer rechnen.

Des Lebens ungemischte Freude — ward keinem Sterblichen zuteil. Wir schwimmen auf einem dunklen Wasser von heute zum Morgen und horchen in angstvollem Zittern auf das Nahen einer Nacht, die uns auch dieser kurzen Augenblicke berauben will. Hildegard schüttelt ganz leise das Köpfchen. Nein, nein! Sie hält ihr Glück fest, sie genießt die Augenblicke doppelt, dreifach, denn mit ihrer tiefen Innerlichkeit, ihrem feinen Seelenohr, vernimmt sie schon die leisesten Schwingungen. Oben im traulichen Wohnzimmer läßt Herbert sie langsam zur Erde gleiten, hält sie aber fest. Ihr Köpfchen ruht an seiner Brust und so, von seinen Armen umschlungen, wird sie sich von neuem bewußt, daß er der Stärkere ist. Innerer Jubel ohnegleichen erfüllt sie und offenbart sich in dem leuchtenden Blick, mit welchem sie zu dem Manne aufschaut, in dem zitternden Zucken, mit welchem sie ihm verkündet: Er soll dein Herr sein!

Der Troubadour.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

(Vorfassung.)

(Nachdruck verboten.)

„Natürlich, Fräulein Lucie!“ erklärte er daher energisch. „Draußen vor dem Augustentore . . . hm . . . Werde mir übrigens nächstens die Ehre geben, Ihrem Herrn Großvater meine Aufwartung zu machen!“

„Ach, das würde uns sehr freuen!“ fuhr es ihr eilig aus dem kleinen Munde. „Das heißt, den Großvater,“ fügte sie hinzu.

„Sie nicht auch, Fräulein Lucie?“ forschte kühn der Leutnant.

„Warum soll ich es leugnen?“ entgegnete sie ehrlich. „Gute alte Bekannte sieht man immer wieder gern! Und Ihre hübsche Musik können Sie dann oben bei uns fortsetzen. Sie müssen fleißig geübt haben! So viele neue Lieder!“

Es gibt Bünde im Menschenantlitz, die bei rätselhaften Vorgängen oder Gesprächsanspielungen plötzlich hervortreten und eine sonst ganz intelligente Physiognomie total zu entstellen vermögen. Diese traten jetzt auch auf des Leutnants Gesicht hervor. Er sah aus, als sei ihm die Fähigkeit abhanden gekommen, eine Auster von einem Walroß zu unterscheiden.

„Welche neuen Lieder?“ fragte er.

Lucie, fest in der Meinung, in dem Leutnant ihren Troubadour vor sich zu haben, bemerkte etwas spöttisch: „Leugnen Sie doch nicht, Herr von Malwitz. Als ich Sie vorgestern in der Marktstraße sah, wußte ich sofort, wer unser abendlicher Minnesänger sei. So etwas bringen nur Sie fertig!“

Und da er noch immer nicht Miene machte, ihr recht zu geben, fuhr sie ärgerlich fort: „Woher kannten Sie denn unser Haus vorhin, als ich so nebenbei auf den Bahn fühlte? Nein, nein, gestehen Sie nur, daß Sie es sind, der unserem lieben Rittmeister Kolbenstein allabendlich so viel Kummer bereitet!“

„Dem Rittmeister Ko?“ fragte er mit ahnungsvollem Entsetzen.

Sie nickte und fügte hinzu: „Es wird ihm allemal siedendheiß, wenn Sie anfangen!“

„So!“ sagte der ratlose Leutnant, der so plötzlich, ohne sein Zutun, zum Troubadour, Lügner und Quälgeist seines Vorgesetzten avanciert war. Weiter fiel ihm im Augenblick durchaus nichts ein, weder Albernheit, noch Gescheites. Dummerweise waren sie nun auch vor dem Gehört des Gärtners angelangt.

„Hier ist mein Wanderziel,“ sagte Lucie. „Leben Sie wohl und halten Sie Wort, Herr von Malwitz!“

Er führte ihre Hand an seine Lippen und küßte sie so feurig, wie er in seinem ganzen Leben noch keine Hand geküßt hatte.

„Noch in dieser Woche!“ flüsterte er glücklich.

Auf dem Rückwege simulierte er wie ein Philosoph, der von einem neuen System geträumt hat und beim Erwachen die Grundzüge nicht wiederfinden kann. Eins war ihm klar geworden: sein materieller Rittmeister ging nicht nur zum Major von Gehler, um Cart mit ihm zu spielen, wie er bisher vorgegeben hatte, sondern der schlaue Fuchs hatte Absichten auf dieses liebliche Mädchenbild, „seine Lucie“. Dann aber mußte noch ein anderer, der sogenannte Troubadour, sein Herz an des Majors Entelin verloren haben: einer, mit dem er von ihr verwechselt wurde. Wer mochte das sein? Auf jeden Fall wollte er sich heute Abend auf Posten stellen.

Mit diesem Vorsatz kam er zu Hause an. Seufzend setzte er sich an das offene Instrument, griff ein paar Akkorde, in denen die Septimen und Nonen gleich verhaltenen Seufzern nur sehr piano zur Auflösung kamen, und begann dann plötzlich die Siziliana aus der „Cavalleria“ zu singen, wobei er gewissenlos die treulose Lola in Lucie verwandelte.

O Lucie, rosigleich blühen deine Wangen!

Nach einer Weile sprang er wieder auf, lief in die Kammer neben seinem Wohnzimmer und kam nach ein paar Minuten mit einer alten bestaubten Gitarre zum Vorschein, die er in Wirbelwitz noch nicht angerührt hatte. Kunstgerecht wußte er die wegen ihrer Vernachlässigung arg verstimimte Spanierin wieder zu harmonischen Neußerungen zu bewegen. Ein paar Probestrichungen auf dem leicht zu handhabenden Instrument — und alsbald war er imstande, seine geliebte „Siziliana“ auch mit Gitarrebegleitung in die Welt zu schmettern. —

Rittmeister von Kolbenstein hatte eine glückliche Entdeckung gemacht, und er freute sich darüber so, daß Leute, die ihm auf der Straße begegneten, ganz verwundert stehen blieben und die Ansicht äußerten, er müsse wohl das große Los gewonnen oder die Nachricht vom Tode eines alten Erbontels erhalten haben, so vergnügt sah er aus.

Damit war's allerdings nichts. Gleichwohl befand er sich in der angenehmsten Stimmung. Hatte er doch eine Spur, wer der niederträchtige Kerl sei, der ihm an jedem Abend, den Gott werden ließ, die Laune verdarb!

Heute morgen, auf dem Wege zum Schwadronsstall, war ihm der eine seiner kundschaftenden Polizeidiener entgegengetreten und hatte ihm gemeldet, daß gestern Abend der Trompeter Bojaski von ihm mit einer Gitarre bemerkt worden sei. Heimlich habe er ihn verfolgt über die Marktstraße, den Kirchplatz, die Klostergasse nach dem Augustentor hinaus. Weiter habe er, seines Amtes wegen, nicht gehen dürfen.

Zunächst war der Rittmeister ganz erstarrt gewesen über eine solche Dreistigkeit. Ein ganz gewöhnlicher Trompeter, rothaarig und häßlich, mit der bekannten Musilantenneigung zum Trinken — an sich selber dachte der Rittmeister nicht bei diesen Erwägungen — wagte es, der Entelin eines Majors Serenaden zu bringen? Fabelhaft! Entweder war der Kerl nicht bei Trost oder — das aber schien dem Rittmeister wahrscheinlicher — er war von einem andern, irgend einem übergeschnappten Zivilisten dazu angeworben. Dahinterkommen wollte er nun schon und zwar sehr bald. Er hatte sich deshalb den verbrecherischen Trompeter in seine Wohnung bestellt. Wenn er jetzt sein Haus betrat, so mußte der Unglückliche schon seiner warten. Das sollte eine Freude werden!

Richtig, auf dem Vorfaß stand in streng militärischer Haltung Bojaski. Der Rittmeister schloß die Stubentür auf und winkte ihm, näher zu treten.

„Sagen Sie mal, Bojaski, Sie können ja wohl Gitarre spielen?“ fragte er freundlich und sah sein Opfer dabei aufmunternd an.

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“ grinste der Ahnungslose.

„Schön?“ erkundigte sich der andere.

„Ich weiß nicht, Herr Rittmeister!“

„Hm . . . Sie spielen ja auch draußen vor dem Augustentore öfter und singen dazu, nicht?“

Bojaski wurde bleich wie das Eisbärenfell, daß vor der Kommode im Zimmer lag.

„Zu Befehl!“ stöhnte er dann, sein Unheil vor Augen lebend.

„Auf Bestellung?“ forschte der Rittmeister weiter, aber der freundliche Ton war verschwunden, wie der Vogelgesang, wenn ein Gewitter hereinbricht. Der Trompeter schwieg; offenbar war ihm die Frage nicht ganz klar.

„Auf Bestellung?“ wiederholte der Rittmeister und sah ihn dabei an wie die Schlange ihr Opfer, das sich vor Schreck nicht von der Stelle rühren kann.

„Ich weiß nicht... Herr Rittmeister...“
„Dummer Kerl! Ich meine, ob ihn jemand hinausgeschickt hat, ein Assessor oder 'n Doktor oder so einer?“ erläuterte jener.

„Nein,“ erklärte Bojaski, dem plötzlich der Gedanke kam, der Rittmeister müsse wohl nicht ganz nüchtern oder verrückt geworden sein; denn was sollte ein Assessor oder Doktor für einen Grund haben, ihn zum Klimpfern und Singen in Böttcher Körbers Garten zu schicken!

„So tut er das also aus sich?“

„Zu Befehl!“ bestätigte Bojaski ängstlich.

„Und er Schafskopf denkt, mit seinem Krähen und Zimbern irgend welchen Eindruck zu machen? Lächerlich macht er sich, verstanden?... Ist ja unerhört, so etwas!... Das sage ich ihm, belästigt er das Fräulein noch einmal mit seinen dummen Geschichten, so lasse ich ihn ins Irrenhaus bringen, er größenwahnsinniger Blasius er! Uebrigens hat er, um sich das einzuprägen, was ich ihm eben gesagt habe, drei Tage Stubenarrest! Kehrt! Abtreten!...“

Ganz betäubt ging der etwas beschränkte Bojaski die Treppe hinunter. Wie sollte er sich das zusammenreimen? Woher wußte der Rittmeister von seinen Abendunterhaltungen? War er etwa neidisch? Hatte er etwa ein Auge auf... hm...? Das konnte doch wohl nicht sein! Ein Rittmeister und eine Böttchers-tochter!

Aber sie hatte Geld, ~~vi~~ Geld! Dreitausend Taler und nachher einmal ihren Anteil an Haus und Garten! Vielleicht war's dem Schlammen auch nur um eine bloße Liebeslei mit seinem Sophienchen zu tun! Möglich war alles! Auf jeden Fall mußte er, sobald es ging, der Geschichte ein Ende machen und sich das Jawort von Meister Körber holen! Ein saurer Gang freilich, das wußte er, denn den Spielteuten sind wohl die Mädel, aber selten die Alten hold!...

Seinen Hausarrest konnte er heute unter diesen Umständen natürlich unmöglich einhalten. Sophie erwartete ihn bestimmt im Garten; er mußte hin und mit ihr überlegen. Der schlimme Rittmeister sollte ihn schon nicht fassen!

Bei beginnender Dunkelheit huschte er, so gut ihm das sein massiver Körperbau gestattete, in seinen Mantel gehüllt aus der Haustür und erreichte auf Umwegen den Böttcherschen Garten, in welchem die Angebete seines Herzens ihn freudestrahlend empfing. In der Laube fand er ein reichliches Abendbrot, ein paar Flaschen Bier und auch ein paar Zigarren aus Vater Körbers Kiste. Die Gitarre, die er am Abend zuvor in der kleinen Obsthütte des Gartens versteckt hatte, lag auf der Bank.

„Ree, heute nich, Fietchen!“ sagte er mit einem wehmütigen Blick auf das Instrument, den sie indes nicht bemerkte.

„Hast du keinen Hunger, Tase?“ fragte sie besorgt. Der Trompeter hieß nämlich Gustav und „Tase“ sollte eine ebenso sinnige wie süße Abkürzung davon sein.

„Hunger wohl, Hunger inner!“ sagte er, schon mitten im Kauen. „Aber...“

„Was denn aber? Nengstige einen doch nicht!“

„Ich meine ja das alte Wimmerholz!“ beruhigte er sie. „Weil ich nämlich Hausarrest habe und der Rittmeister könnte draußen hochen. Du hast doch abgeschlossen?“

„Na natürlich!“ versetzte sie. „Aber wie kommst du denn zu Hausarrest?“

„Wegen dir, Sophie!“ erklärte er heldenhaft und setzte ihr die rätselhafteste Geschichte mit dem Rittmeister nach seiner Auffassung auseinander.

Währenddessen saß nebenan im Salon beim Major Gefler der Rittmeister Kolbenstein und beobachtete mit heimlicher Genugtuung die reizende Lucie, die von

Minute zu Minute mißvergünsteter wurde, ohne Zweifel, weil die Serenade ausblieb.

Auch der Major hatte seit einer Viertelstunde auf den ersten Ton gewartet. In seiner Tasche lag schon ein kleines, weißes Paket bereit, das er dem Sänger als Anerkennung für seine Leistungen hinunterzuwerfen gedachte. Er hatte einen funkelnagelneuen Groschen eingewickelt und amüsierte sich in Gedanken schon über das Gesicht, das der verliebte Assessor schneiden würde, wenn ihm der klingende Lohn in die Hände käme! Aber merkwürdig, der Gesang schien heute wirklich auszubleiben!

„Hm,“ sagte endlich der Alte, dem die Sache langweilig wurde, „unser Troubadour scheint den Schnupfen zu haben!“

Lucie lächelte gezwungen; der Rittmeister schmunzelte stillvergnügt und blies den Rauch seiner Zigarre so wohlgefällig in die Luft, als hätte er eine Schlacht gewonnen und der Marschallstab müsse jeden Augenblick als Anerkennung seiner strategischen Künste auf einem Sammetkissen hereingetragen werden.

„Natürlich,“ bekräftigte er alsdann voll Behagen, „wird wohl den Schnupfen haben, der gute Mann!“

„O, vielleicht kommt er noch!“ bemerkte Lucie geärgert.

„Hähäh!“ freute sich der Rittmeister wie ein kleiner Teufel, „heute nicht, heute wirklich nicht, Fräulein Lucie!“

„Aber das können Sie doch gar nicht wissen!“ entgegnete das Fräulein unmutig.

„Weiß ich ganz genau! Zufälligerweise! Habe dem wadern Musikanten nämlich drei Tage Stubenarrest gegeben!“

„Das hätten Sie getan? O, das wäre ja abscheulich!“ fuhr Lucie auf, die natürlich an Herrn von Malwitz dachte.

(Schluß folgt.)



Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

